

gewusst, wo er das viele Geld auf einmal herhatte. Später hat er die Alm allerdings verkommen lassen. Es sollen wilde Partys stattgefunden haben, bei einer davon soll er angeblich umgekommen sein.«

»Unsaubere Geschäfte?«

»Wahrscheinlich. Der neue Pächter, ein gewisser Ganshagel, bemüht sich sehr. Er bewirtschaftet sie aber nicht mehr klassisch. Da finden jetzt Manager-Seminare und so Schmarrn statt. Es liegt irgendwie ein Schatten auf der Alm.«

»Vielleicht ist der Sensenmann da drüben dieser Ganshagel.«

»Möglich. Der arme Mensch muss alles alleine machen.«

Alle Wolkentypen dieser Welt durchquerten gerade den Himmel, der dunstige Zirkus dort oben hätte mehr als einen Blick verdient. Ein Steinadlerpärlchen kreiste, ein Murmeltier pfiff, die Berggeister schnatterten in den würzig duftenden Latschen. Nach einem Stündchen Geplauder trugen sich die beiden Mediziner mit knappen Worten ins Gipfelbuch ein: *Schön hier oben!* Sie blätterten die Seiten zurück. Andere hatten sich mehr Mühe gegeben. *Feindselig, wildzerrissen steigt die Felswand. Das Auge schrickt zurück, bang sucht es, wo es haften. Meyer.* Dann packten die beiden Mediziner ihre Rucksäcke wieder zusammen und machten sich an den Abstieg.

»Was wurde eigentlich aus dieser Theresia? Wurde die auch in irgendetwas reinkarniert?«

»Natürlich, schau mal da rüber, zwischen dem Kreuzeck und dem Schwarzenkopf, der kleine, kompakte Berg, das ist die Kuglerte Resl.«

»Sie ist zu Stein geworden?«

»Ja, so sagt man. Auch Stolz wird bestraft.«

»Weißt du was: Da könnten wir doch nächste Woche raufgehen!«

»Gute Idee. Von der Kuglerten Resl müsste man eine bessere Sicht auf die Wolzmüller-Alm haben als hier von der Kramerspitze.«

»Vielleicht sehen wir mal richtige Almarbeit. Mit Buttern, Käsen und Kühe melken.«

»Ja, klar, mit Heidi, dem Geißenpeter und dem Alpöhi, oder?«

Lachend machten sie sich an den Abstieg. Sie sollten auch in der kommenden Woche keine richtige Almarbeit sehen. Vom Geißenpeter ganz zu schweigen.

## 4

*Im Finnischen gibt es den Begriff kesken puu, das ist der Platz unter dem tiefsten Holzbrett in der Sauna, also ganz tief unten, nicht mehr unterbietbar, unter aller Kanone, das absolute No-Go, der letzte Wagen der Geisterbahn.*

Wie sieht jemand aus, der einen Auftragskiller sucht? Hat er dicht beieinanderliegende Augen? Ist sein Blick gehetzt, verschlagen, lauernd? Schleicht er in den Industrievierteln der Vorstädte herum und umklammert mit schweißnassen Händen das Blutgeld, das aus einem prallen Bündel schmutziger Scheine besteht? Geht sein Atem unruhig und rasselnd, zieht er die Mundwinkel menschenverachtend nach unten? *Entstellt, verwahrlost, so lahm und ungeziemend, dass Hunde bellen, hinkt er wo vorbei ...?* Nein, er sieht eher so aus wie Marlene Schultheiss. Die sitzt gerade in der kleinen Wohnküche am Esstisch und schiebt den leeren Teller langsam von sich weg. Ihr Mann hockt ihr geistesabwesend gegenüber, sie wirft ihm einen kleinen, böse blitzenden Blick zu. Peter Schultheiss ist mit dem Essen noch nicht fertig, er scharrt und kratzt mit der Gabel auf dem Porzellan herum, sie schließt die Augen und formuliert einen lautlosen, obszönen Fluch. Sie wünscht ihn zur Hölle. Er hat die Zeitung neben den Teller gelegt und blättert darin herum. Er tut so, als ob er liest. Denn auch ihm scheint ihr Anblick unerträglich zu sein. Sie fragt ihn erst gar nicht, ob es ihm geschmeckt hat. Sie haben schon seit Wochen nicht mehr als das Nötigste miteinander geredet. Wozu auch. Es gibt schon lange kein gemeinsames Thema mehr. Es gibt nur noch Dutzende von Gründen, den anderen inbrünstig zu verachten. Sie leben völlig isoliert, sie sind auf sich allein gestellt, sie sind ganz auf ihren Hass konzentriert. Er hat beim Zeitunglesen die lästige Angewohnheit, die Lippen langsam zu spitzen und sie mit einem kleinen, widerlichen Schmatzgeräusch zu öffnen. Alle paar Sekunden. Und das ist nur eine von vielen ekelhaften Angewohnheiten. Er scheint inzwischen nur noch aus solchen kleinen Scheußlichkeiten zu bestehen, er lässt sich immer mehr treiben, er wird von Woche zu Woche unerträglicher. Wieder dieses Schmatzgeräusch. Eine Welle ohnmächtiger Wut brandet in ihr auf. Aber sofort ein bitterer Gegenstrom: Sie schämt sich dafür, in dieser Routine gefangen zu sein. Sie steht auf und trägt ihren Teller schweigend zum Spülbecken. Dort liegt ein großes, schweres Fleischmesser, an dem noch Bratenreste

kleben. Eine Fliege hat sich darauf niedergelassen. Angewidert öffnet sie den Wasserhahn und spült das Messer langsam und sorgfältig ab. Sie lässt das Wasser über die Klinge laufen. Sie dreht das Messer hin und her. Dann hört sie ein Geräusch hinter sich. Ihr Mann ist ins Wohnzimmer gegangen und hat den Fernsehapparat angestellt. Sie spült den Rest des Geschirrs ab, geht dann in die Diele und streift den Mantel über. Die ganze Situation ist so festgefahren, dass sich wohl nur mit einem radikalen Akt etwas ändern lässt.

»Du gehst noch weg?«, fragt er, und es klingt alles andere als interessiert. Es klingt nicht einmal vorwurfsvoll oder beleidigt. Es klingt mechanisch dahingesagt. Das ist das Schlimmste an dieser siechen Ehe: diese mechanische, desinteressierte Höflichkeit, die jeder noch mühsam aufrechterhält. Sie öffnet die Tür.

»Ich gehe noch ein bisschen frische Luft schnappen«, sagt sie leise. Sie sagt es so leise, dass er es wahrscheinlich gar nicht hört.

Solche Ehepaare gibt es. Sie leben unter uns. Wir kennen sie, und wir laden sie zu Grillpartys und Bergtouren ein. Man hört keinen Streit und keine gewalttätigen Auseinandersetzungen, man weiß nicht, warum der Hass so groß und die Situation so aussichtslos ist. Es steckt auch kein dunkles Geheimnis dahinter, keine große Lebenslüge, kein gemeiner Betrug, keine brutale Behandlung, es ist die Ehe selbst, die zu der verzweifeltsten Lage geführt hat. In den anonymen Betonhöhlen der Städte gibt es mehr solche Ehepaare, als man vermutet. Sie denken nicht an Trennung. Sie denken nicht an Therapie. Sie denken nicht daran, sich von Freunden Rat zu holen. Wenn sie nachts wach liegen, wenn sie tagsüber aus dem Fenster starren, wenn sie ein Kapitel eines Buches immer und immer wieder von vorne beginnen, dann träumen sie von einer endgültigeren Lösung.

»Herr Richter, ich wollte gar nicht töten«, sagen sie später, »ich wollte nur, dass endlich Ruhe einkehrt.«

Marlene Schultheiss trat ins Freie. Es hatte gerade aufgehört, zu regnen, der Asphalt der Stadt glitzerte ölig. Der Geruch von altem Frittenfett lag in der Luft, in einem Hauseingang prügeln ein paar Jugendliche auf einen Einzelnen ein, der am Boden lag. Als sie Marlene näher kommen sahen, hielten sie kurz inne und sahen sie herausfordernd an. Sie zog die Mütze ins Gesicht und ging weiter. Keiner der Jugendlichen rannte ihr nach. Wer sich wie Marlene Schultheiss endgültig zu etwas Wichtigem entschlossen hat, strahlt oft eine furchtbare Kraft und Ruhe aus, die schier

unangreifbar macht. Marlene Schultheiss hatte die Entscheidung gefällt, ihren Mann auf professionelle Weise aus dem Leben nehmen zu lassen. Professionell – das war sie ihm schuldig. Sie war keine Mörderin, die selbst Hand anlegte, sie hatte vor, Fachleute zu engagieren. Es sollte schnell gehen, Peter durfte nichts spüren. Das wollte sie sich auch etwas kosten lassen. Vermutlich gingen ihre halben Ersparnisse dabei drauf. Sie hatte gehört, dass so eine Sache zwanzigtausend kostete. Aber das war eine Investition in eine freie Zukunft.

»Wohin gehst du?«, hatte er aus dem Wohnzimmer gerufen. Das machte er doch sonst nie. Ahnte er etwas? Marlene gelangte bald ins Bahnhofsviertel der Stadt. Ampeln blinkten grell, auf den Kanaldeckeln tanzten die Nebelgeister der städtischen Wasserwerke, aus der Bingo-Bar torkelten Betrunkene. Es wimmelte hier von zwielichtigen Gestalten und wackligen Existenzen: offensichtliche Junkies, die dringend Nachschub brauchten. Bettler, Tagediebe, finstere Figuren, die für Geld vermutlich alles machten. Sie waren alle da, und einer von ihnen würde es machen, da war sich Marlene sicher.

Sie ging zum Bahnhof. Sie betrat die lärmende Riesenhalle und stieg die Treppe zur Bahnhofstoilette hinunter. Sie schloss die Kabinentür hinter sich, nahm ihre Nagelschere aus dem Etui und ritzte ihr Anliegen, das sie schon lange mit sich herumtrug, zwischen die üblichen Klosprüche. Als sie wieder im Toilettenvorraum stand, wurde ihr leicht schwindlig. Sie musste sich mit einer Hand an der Wand abstützen. Sie blickte in den Spiegel. Sah so eine Gattenmörderin aus? Oder noch schlimmer: eine, die einen anderen mit einer solchen Tat beauftragte? Sie befeuchtete das Gesicht mit kaltem Wasser. Als sie wieder aufblickte, erschrak sie. Neben ihr war eine zwergenhafte Figur aufgetaucht, deren Gesicht fast vollständig von einem schmutzigen Schal verhüllt war. Der Zwerg streckte ihr im Schein der flackernden Neonbeleuchtung wortlos drei Plastiktütchen mit verschiedenfarbigen Inhalten entgegen. Eines war klebrig braun, eines gekräuselt schwarz, eines schneeweiß.

»Kein Interesse«, sagte Marlene.

Ihre Stimme hörte sich kratzig und rau an. Der Zwerg nickte und verschwand. Marlene war in der richtigen Szene, aber sie wusste nicht so recht, wie es jetzt weitergehen sollte. Sie verließ das Bahnhofsgelände wieder. Hätte sie dem Zwerg eine Andeutung machen sollen, was sie wirklich wollte? Und wenn es ein verdeckt arbeitender Polizist war? Sie hatte allerdings gehört, dass Scheinverkäufer und

Lockspitzel in Deutschland nicht erlaubt waren. Marlene ging eine Nebenstraße entlang. Sie war sich nun doch nicht mehr so sicher, ob sie hier an der richtigen Stelle suchte.

Im Film war alles ganz einfach. Sie hatte mal eine Schwarzweißpistole mit Jean Gabin gesehen. Der war ins Bahnhofsviertel von Marseille gegangen, hatte einen Tausend-Franc-Schein zu Boden flattern lassen und einen Fuß so darauf gestellt, dass noch ein winziges Stückchen des Lappens zu sehen war. Das bedeutete im Marseille der vierziger Jahre: Auftragskiller gesucht. Innerhalb einer Minute war Jean-Paul Belmondo dagestanden und hatte seine Dienste angeboten. So einfach ging es hier nicht, aber Marlene war nicht naiv. Sie schritt nun zielstrebig die Klävmannstraße entlang. Sie wusste, dass es hier ein Elektronikgeschäft gab, in dessen Auslage auch Anscheinwaffen ausgestellt waren. Sie betrat den Laden und deutete auf ein Ausstellungsstück.

»Dazu brauchen Sie einen Waffenschein«, sagte der junge türkische Verkäufer, ohne aufzublicken. Sie trat näher.

»Hören Sie –«

»Ja?«

»Ich brauche eigentlich keine Waffe.«

»Sondern?«

»Eher jemand, der eine Waffe bedient.«

»Habe ich Sie eben richtig verstanden?«

»Ich denke schon.«

»Verlassen Sie bitte sofort meinen Laden«, sagte der Türke langsam und drohend.

Noch ein Fehlschlag. Sie wusste, dass sie Spuren hinterließ, viel zu viele Spuren. Heftige Angstschauer durchjagten sie. Marlene fuhr die Rolltreppe zur U-Bahn hinunter. Man stand eng. In der Mitte der Rolltreppe schlug ihr jemand von hinten leicht auf die Schulter. Sie zuckte zusammen. Ob es Absicht war oder ein versehentlicher Rempler, konnte sie nicht mit absoluter Bestimmtheit sagen. Sie drehte sich um, der Mann murmelte eine Entschuldigung. Wahrscheinlich war der Rempler reiner Zufall. Trotzdem. Sie konnte die Angst nicht mehr abschütteln. Vielleicht war das alles ein paar Nummern zu groß für sie. Marlene sah sich gelegentlich um. Unauffällig, wie sie meinte. Folgte ihr jemand? Es hatte wieder zu regnen begonnen. Sie steckte ihre Hände in die Manteltaschen, dabei stieß sie mit den Fingern auf ein Stück Papier. Es war der Prospekt einer Spelunke in der Kaiserstraße. *Philomena-Bar – täglich wechselndes Programm!* Irgendjemand musste ihr den Zettel in die Tasche gesteckt haben. Der Zwerg? Der Rempler? Der Waffenhändler? Marlene betrachtete den Prospekt. Jetzt war